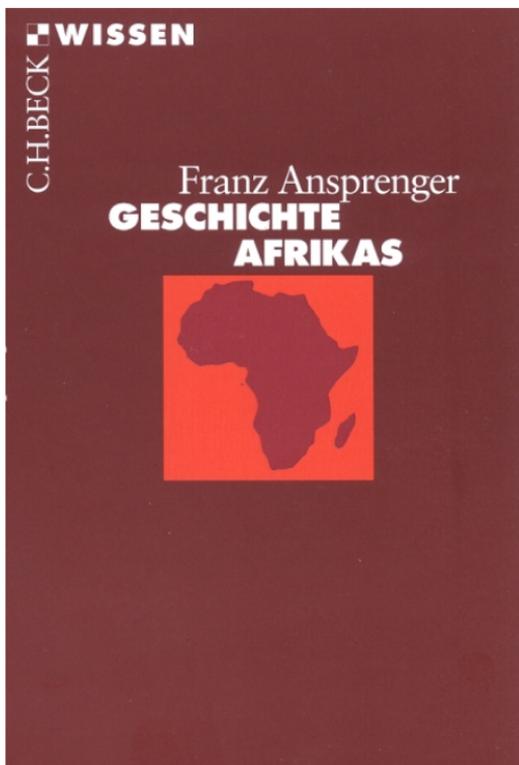


Unverkäufliche Leseprobe



Franz Ansprenger
Geschichte Afrikas

128 Seiten, Paperback
ISBN: 978-3-406-47989-2

IX. Fremdherrschaft, Modernisierung und Befreiung – in die Demokratie oder neue Diktatur?

Wie es im 20. Jahrhundert weiterging mit der Geschichte Afrikas – genauer gesagt: mit der Innenpolitik – darüber habe ich 1999 in dem Buch *Politische Geschichte Afrikas im 20. Jahrhundert* zu Papier gebracht, was mir an Fakten wichtig und an Meinung zumutbar erschien. Auch im neuen Jahrtausend schwankt die öffentliche Meinung (nicht nur) in Deutschland einigermaßen konfus zwischen Afro-Pessimismus, Applaus für die (von Thabo Mbeki und anderen) verkündete «Afrikanische Renaissance» und dann neuerlichem Entsetzen über Kindersoldaten, Massaker und andere Gräueltaten – sei es in Sierra Leone, am Kongo, in Darfur, Somalia, beim «Staatszerfall» oder von der Regierung angezettelten Genozid. Es liegt nahe, den gesellschaftlichen Strukturen Afrikas, die in der Kolonialzeit wurzeln, über Wohltätigkeitskonzerte und Präsidententreffen hinaus vertiefte Beachtung zu widmen [vgl. Hauck 2001].

Im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts beendeten die Kolonialmächte die Errichtung ihrer «Obrigkeit» – um in der Sprache der Berliner Generalakte von 1885 zu reden – überall in Afrika, ausgenommen Äthiopien und Liberia. In ihren frisch umgrenzten Kolonien schlugen die neuen Herrscher zunächst serienweise den so genannten Sekundär-Widerstand der Afrikaner nieder. Damit sind Aufstände gemeint, die nur noch teilweise von den alten politischen Autoritäten aus vorkolonialer Zeit angeführt wurden. Oft strebten die Rebellen einen Zusammenschluss mehrerer vorher politisch getrennter Gruppen an, um der übermächtigen Kolonialregierung entgegenzutreten [vgl. Ranger 1968]: die Shona in Zimbabwe 1896; Herero und Nama in Namibia 1904; diverse Völkerschaften, die zumeist vorher

keine staatliche Ordnung gekannt hatten, in Deutsch-Ostafrika 1905 (Maji-Maji-Aufstand); Zulu 1906; Baule in Côte d'Ivoire 1908 ... Gemeinsame spirituelle Kraft suchten die Aufständischen nicht nur in christlichem Ideengut (wie Chilembwe in Malawi 1915) oder im Islam, sondern auch im alt-afrikanischen Glauben an die Geister der Ahnen und bei ihrer Magie: Nicht nur in Deutsch-Ostafrika sollte geweihtes Wasser gegen Gewehrkgeln schützen (maji swahili steht für Wasser).

Es half alles nichts gegen das 1884 patentierte frühe Maschinengewehr, das der als Franzose geborene Engländer Hilaire Belloc (1878–1953) um 1900 mit den Zeilen besang «Whatever happens, we have got the Maxim Gun and they have not». Dies gilt nicht mehr für den Aufstand 1921–26 im Rif-Gebirge Nord-Marokkos unter Abd el-Krim (1882–1963) gegen Spanien und Frankreich; er besaß einige Maschinengewehre. Noch 1936 fiel das faschistische Italien mit mehr als 200000 Soldaten (und Giftgas) reinsten Gewissens unter Berufung auf «die Lebensnotwendigkeiten des italienischen Volkes und seine Sicherheit in Ostafrika» (so die Zeitung *Popolo d'Italia* am 31.7.1935) und mit dem Segen des Papstes (*Osservatore Romano* 24.2.1935: «Wir erblicken in der Kolonisation ein Wunderwerk der Geduld, des Heldenmuts und der brüderlichen Liebe») über Äthiopien her, immerhin ein Mitglied des Völkerbundes, und machte es bis 1941 zur Kolonie.

Der Erste Weltkrieg brachte – der Neutralitätsverpflichtung aller Mächte im Kriegsfall für das «konventionelle Kongo-becken» laut Art. 11 derselben Generalakte zum Trotz – Kampfhandlungen in den deutschen Kolonien Kamerun und Ostafrika sowie in dem außerhalb des Kongobeckens liegenden Namibia mit sich. Der militärischen Eroberung durch französische, britische und südafrikanische Truppen folgte im Versailler Vertrag 1919 der Verzicht des Deutschen Reiches auf seinen gesamten Überseebesitz und dessen Aufteilung unter dem Mandat des Völkerbundes. Seitdem liegen die politischen Grenzen in Afrika fest, von wenigen Ausnahmen abgesehen.

Allmählich gewöhnten Kolonialherren und Kolonisierte sich aneinander. Ziemlich bald lernten Afrikaner – Großleute und

einfache Menschen –, wie sie die Fremden gegeneinander ausspielen, ja manipulieren konnten, all deren Macht zum Trotz. Es lohnt sich, die Chagga am Südhang des Kilimandjaro zu fragen, wie es kommt, dass ihre Dorfgemeinschaften, die jeweils den Wasserabfluss vom Berg in einem der eingeschnittenen Täler kontrollieren, abwechselnd katholisch und protestantisch sind. Sie haben die Missionare in den Dienst ihrer althergebrachten Rivalitäten gestellt. Welche europäische Macht da ihre Flagge aufgezogen hatte, spielte keine besondere Rolle.

Die Europäer mochten darüber streiten, ob Englands in Lord Lugard (1858–1945) verkörperte, von ihm in Uganda und Nord-Nigeria praktizierte Vorliebe für *indirect rule* [vgl. Lugard 1965] erfolgreicher wäre als die Bereitschaft Frankreichs zu einer *assimilation* schwarzer Intellektueller – während die erdrückende Mehrheit bis 1945 *sujets* blieb, Untertanen ohne politische Rechte. Es stimmt schon, dass Frankreich den wenigen einheimischen *citoyens* in seinen alten Küstenplätzen am Senegal schon seit 1848 gestattete, einen Deputierten zu wählen und ins Parlament nach Paris zu schicken, während in London niemand auch nur im Traum daran dachte, einen *Member of Parliament* etwa von der Goldküste einzuladen. Es stimmt auch, dass in den Grundschulen britischer Kolonien in der Regel in einer afrikanischen Umgangssprache unterrichtet wurde, während in den französischen jedes Kind ab der ersten Klasse nur Französisch reden durfte. Trotzdem bauten auch die Franzosen afrikanische Fürsten «indirekt» in ihr Kolonialsystem ein – nicht nur den Sultan von Marokko oder den Bey von Tunis, sondern auch z. B. den Mogho Naba bei den Mossi im heutigen Burkina Faso, genau wie die islamische Bruderschaft der Muriden in Senegal, die nach dem Prinzip funktionierte, dass sie für ihre Bauern betete, während die Bauern für ihre Marabouts arbeiteten (nämlich Erdnüsse für den Export nach Frankreich anbauten). Die Engländer auf der anderen Seite verstanden es durchaus, afrikanische Polizisten und Soldaten, Juristen, Journalisten, Verwaltungsbeamte und nicht zuletzt Kirchenleute für Sitten und Werte britischer Lebensart zu gewinnen.

Eine zentrale Aufgabe ihres (in den eigenen Augen) segensrei-

chen Wirkens sahen alle Kolonisatoren darin, die Afrikaner zur «Arbeit zu erziehen» [vgl. *Markmiller 1995*] – als ob diese vorher nicht hätten arbeiten müssen, wenn sie essen wollten! Es war nur so, dass viele Afrikaner nicht einsahen, warum sie für die Weißen gegen Lohn arbeiten sollten, solange ihre Familien auf dem Lande erzeugten, was alle zum Leben brauchten. Man führte Kopfsteuern ein, um sie zum Geldverdienen zu zwingen. Aber immer noch arbeiteten Afrikaner lieber auf eigene Rechnung – und das oft sehr erfolgreich, freilich im Rahmen der neuen Wirtschaftsstruktur, die man auf Französisch *pacte colonial* nennt: Die Kolonien liefern Rohstoffe, das «Mutterland» Fertigwaren. So entstand noch vor 1914 im Süden Ghanas eine wohlhabende Klasse einheimischer Kakao-Bauern, die durchaus das von den Briten eingeführte Recht auf Privateigentum an Grund und Boden zu schätzen wussten. In Ostafrika schlossen sich afrikanische Kaffeepflanzer 1925 zu einer ersten Genossenschaft zusammen.

Gemeinsam mit den Europäern, die im kolonialen Afrika alle im Stil heimatlicher Aristokraten und Großbürger zu leben gedachten, erfanden wendige Afrikaner ganze neue «Stämme», deren Angehörige angeblich besondere Fähigkeiten als Haus-«Boys» oder Kinder-«Mädchen» aufwiesen. Dort allerdings, wo europäische Bergbaukonzerne jetzt die mineralischen Rohstoffe Afrikas in großem Stil mit moderner Technik abbauten, wie das Gold und die Kohle Südafrikas, Kupfer in Nord-Rhodesien (heute Zambia) und dem benachbarten Katanga, kamen Afrikaner um industrielle Lohnarbeit nicht herum, die für viele schlecht bezahlte, bedrückende, familiäre und soziale Bindungen strapazierende Wanderarbeit bedeutete. Um jedoch für den Eisenbahnbau in Kenia oder die Zuckerrohrplantagen von Natal Arbeitskräfte zu gewinnen, mussten Inder angeworben werden, aus denen dann binnen zwei Generationen gut verdienende Minderheiten von Geschäftsleuten und Technikern erwuchsen.

Afrikas Bevölkerung begann allmählich wieder zu wachsen, nachdem sie insbesondere am Kongo (bis 1908, dann musste der König seine Kolonie dem belgischen Staat überlassen) unter

Leopolds Raub- und Zwangswirtschaft dramatisch dezimiert worden war. Die Kolonialregierungen richteten Gesundheitsdienste ein – natürlich in erster Linie, um die Seuchensterblichkeit unter Weißen zu verringern –, sie garantierten nach den kriegerischen Wirren des 19. Jahrhunderts und den großen Aufständen Landfrieden. Das sind die beiden Posten, die in der Bilanz des Kolonialismus neben der Einführung des Privateigentums an Grund und Boden wohl positiv zu verbuchen sind. Sie wiegen allerdings die schlimmen Folgen der Fremdherrschaft nicht auf, unter denen die Lähmung oder Verkrümmung politischer Eigendynamik und die Zersetzung der althergebrachten sozialen Netze selbstgenügsamer bäuerlicher Gesellschaften besonders ins Gewicht fallen.

Die *colour bar*, die Rassenschranke zwischen Oben = Weiß und Unten = Schwarz (oder in Nordafrika = Muslimisch) war in allen Kolonien gängige Praxis. Zwar hatte schon 1906 der Chef des Kaiserlich Deutschen Reichskolonialamts, Bernhard Dernburg (1865–1937), öffentlich davon geredet, dass «der Eingeborene der wichtigste Gegenstand der Kolonisation [ist] . . . und die manuelle Leistung des Eingeborenen das wichtigste Aktivum bildet». Hintergrund dieser Einsicht war, dass trotz verbesserter medizinischer Dienste kaum ein afrikanisches Land europäische Siedler in größerer Zahl lockte. Dennoch huldigten so gut wie alle Europäer, die – auf Dauer oder auf Zeit – in die afrikanischen Kolonien gingen, dem seit den Jahrhunderten des Atlantischen Sklavenhandels gängigen weißen Rassismus.

Gegen die Bevormundung, gegen die Beleidigung als «minderwertige Rasse» oder (in den Reden «liberaler» und christlich engagierter Europäer) gegen die Zumutung, auf gleiche Rechte zu warten, bis die schwarzen «Kinder» «erwachsen» sein würden («Ich bin Dein Bruder, aber Dein älterer Bruder», soll Albert Schweitzer [1875–1965] zu «seinen» Afrikanern in Lambarene gesagt haben) – gegen dieses allen Kolonialregimen gemeinsame muffige Klima lehnte sich schon in den Jahren zwischen beiden Weltkriegen, mit vollem Schwung dann nach 1945 die dritte Generation afrikanischen Widerstandes auf: nach der Verteidigung alter Ordnungen und den breiter ausgreifenden Aufleh-

nungen um die Jahrhundertwende nun die Front neuer, von den Europäern als «modern» und «national» [vgl. *Hodgkin 1956*] eingestufte Befreiungsbewegungen.

Sie stießen nach dem Zweiten Weltkrieg nur noch in Südafrika und Rhodesien, in Algerien und ausgerechnet besonders hartnäckig bei der schwächsten und ärmsten Kolonialmacht – Portugal – auf gewalttätige Gegenwehr. Das 1940 besiegte Frankreich war durch die Kollaboration seiner antidemokratischen Rechten mit der deutschen Besatzungsmacht im Kern seines republikanischen Selbstbewusstseins verletzt. Nur in der Kolonialföderation *Afrique Equatoriale Française* (AEF), die von der Südgrenze Libyens bis an den Kongo reichte, ging die Verwaltung schon 1940 zu De Gaulle über – angestoßen durch den schwarzen, aus der afro-karibischen Diaspora gebürtigen Gouverneur von Tschad, Félix Eboué (1884–1944). Algerien und Marokko nahmen die Amerikaner und Briten erst Ende 1942 der Vichy-Regierung weg – und US-Präsident Franklin D. Roosevelt machte dem jungen Sultan von Marokko, Mohammed V. (1919–61), anlässlich eines Gipfeltreffens in Casablanca Appetit auf künftige Selbstständigkeit. Französisch-Westafrika (AOF), vor dessen Hauptstadt Dakar De Gaulle (an Bord eines britischen Kriegsschiffes) im September 1940 mit Artilleriefeuer zurückgeschlagen worden war, unterwarf sich erst 1943 seinem *Comité Français de Libération Nationale*, das dann im Februar 1944 auf einer Konferenz in Brazzaville empfahl, künftig den Afrikanern «die Behandlung ihrer eigenen Angelegenheiten» zu ermöglichen und die Repräsentation der Kolonien im Parlament der nach dem Sieg neu zu begründenden Französischen Republik zu verstärken.